

Diskussion zum Thema: Wertfreiheit und Objektivität

Horkheimer, Max; Wiese, Leopold von; Albert, Hans; Habermas, Jürgen; Heinrich, Dieter; Rossi, Pietro; Parsons, Talcott

Veröffentlichungsversion / Published Version
Konferenzbeitrag / conference paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Horkheimer, M., Wiese, L. v., Albert, H., Habermas, J., Heinrich, D., Rossi, P., Parsons, T. (1965). Diskussion zum Thema: Wertfreiheit und Objektivität. In O. Stammer (Hrsg.), *Max Weber und die Soziologie heute: Verhandlungen des 15. Deutschen Soziologentages in Heidelberg 1964* (S. 65-98). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-376852>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

DISKUSSION ZUM THEMA:
WERTFREIHEIT UND OBJEKTIVITÄT

PROFESSOR DR. MAX HORKHEIMER

Einleitung zur Diskussion

Ich danke Herrn Parsons für sein Referat. Nachträglich finde ich es schade, daß es nicht in englisch gehalten und gegebenenfalls durch eine kurze Zusammenfassung in deutscher Sprache ergänzt wurde. Angesichts des Umfangs der Diskussionsbeiträge ist es schwierig, jetzt die erholsame Pause einzulegen, die wünschenswert wäre. Lassen Sie mich daher als Übergang zur Diskussion einige persönliche Bemerkungen einschalten.

Ich habe die Wertfreiheit im Sinne Max Webers als sein Student in München 1919 erfahren. Wie viele meiner Kommilitonen war ich am Verständnis der russischen Revolution zutiefst interessiert. Mit dem Ruf „Frieden und Brot“ hatten die Bolschewiki 1917 als erste dem Krieg Einhalt geboten. Danach sollte das zurückgebliebene Rußland seine Energien nicht zum Endsieg, sondern zur Errichtung einer besseren Gesellschaft anwenden. Uns kam es darauf an, zu verstehen, was der Vorgang welthistorisch bedeutete, wie die westlichen Völker, vor allem Deutschland, dazu sich verhalten sollten. War es möglich, die positiven Momente des Prozesses zu verstärken, die negativen einzuschränken, die radikale Isolierung und den Rückfall in einen neuen gefährlichen Nationalismus zu vermeiden? Die ersten Anzeichen einer Entwicklung, die in Rußland zum Stalinismus, in Deutschland zum Nationalsozialismus tendierten, machten für den politisch wachen Verstand schon damals sich geltend. Nun sprach Max Weber in seiner Vorlesung über das Rätesystem. Der Hörsaal war zum Bersten voll, und es gab eine krasse Enttäuschung. Anstatt theoretischer Reflexion und Analyse, die nicht bloß in der Aufgabenstellung, sondern in jedem einzelnen Schritt vom Gedanken an eine vernünftige Gestaltung der Zukunft geleitet gewesen wäre, hörten wir in zwei oder drei Stunden fein abgewogene Definitio-

nen des russischen Systems, scharfsinnig formulierte Idealtypen, durch welche die Räteordnung möglicherweise zu bestimmen sei. So präzise war alles, so wissenschaftlich strenge, so wertfrei, daß wir ganz traurig nach Hause gingen.

Auch späterhin bin ich mit der Lehre von der Wertfreiheit nie ganz ins reine gekommen. Wahrscheinlich hängt sie mit dem Ende der Philosophie zusammen. Soziologie und Psychologie haben als letzte große Disziplinen von Philosophie als dem Versuch, die Welt im Hinblick auf ein sinnvolles Verhalten zu erkennen, sich gelöst. Philosophie selbst wurde, von restaurativen Ontologien abgesehen, zur Epistemologie, Methodenlehre, Logik, historischer Nachzeichnung der Systeme. Mit der Resignation der Philosophie, die früher weitgehend durch das Bemühen motiviert war, die Religion zu stützen oder abzulösen, entstand notwendig das Bedürfnis nach einer Richtschnur für das Handeln, nach einer Grundlage für die richtigen Werturteile. Verstärkt noch wurde das bewußte oder unbewußte Bedürfnis durch den Rückgang des Liberalismus seit der Jahrhundertwende. Zur Zeit, in der die Ökonomie durch eine relativ große Schicht selbständiger Unternehmer charakterisiert war, galt das Verhalten des Einzelnen, das für seine Unternehmung das beste war, weitgehend auch als das beste für die Gesellschaft, als das richtige schlechthin. Heute, zur Zeit der großen Konzerne, hängen jedoch immer weniger Entscheidungen des Einzelnen, die zugleich ihn selbst und die Gesellschaft betreffen, von seinem freien eigenen Ermessen ab. In doppeltem Sinne wurde das Werturteil fragwürdig. Das Objektive, nach dem es einmal sich richten konnte, in früheren Jahrhunderten das Gebot der Gottheit, späterhin das der eigenen Unternehmung und des bestehenden gesellschaftlichen Ganzen, schwand dahin.

Max Weber wollte das Werturteil aus der Soziologie eliminieren, Sigmund Freud hat es erklärt und eben damit aufgelöst. Die innere Stimme, das Gewissen, ist keine letzte und, wie schon Blaise Pascal lehrte, keine zuverlässige Instanz. Wahrhaftigkeit, Tüchtigkeit, Bereitschaft, für Andere einzustehen, sind nach ihm Existenzbedingungen in der bürgerlichen Realität, in der Zeit, in der die Familie einigermaßen noch intakt war, vom Vater übermittelt, vom Kind schließlich verinnerlicht, letzten Endes ein wissenschaftlich faßbarer Mechanismus, nicht etwa ein verbindlicher Sinn.

Webers Lehre von der Wertfreiheit, nicht weniger als die vom Charisma, ist Ausdruck seiner eigenen Zeit, er ist ganz mit ihr, nicht gegen sie. Das Werturteil soll bei der Aufgabenstellung, nicht bei der Durchführung berechtigt sein. Unzählige soziologische Forschungen

lassen tatsächlich vom Zweck, dem sie zu dienen haben, säuberlich sich trennen. Ist der fremde oder eigene Auftrag einmal gegeben, dann wird er nach den fortgeschrittensten, von ihm unabhängigen Regeln und Techniken durchgeführt. So will es die Webersche Konzeption. In der Theorie der Gesellschaft dagegen, der es um die richtige zu tun ist, spielt, was bei Weber mit dem inzwischen zum Klischee herabgesunkenen Begriff des Wertes gemeint ist, in jeden Schritt der Erkenntnis hinein. Die bürgerliche Gesellschaft an den Ideen zu messen, zu denen sie selber sich bekennt, an Freiheit und Gerechtigkeit, der Achtung vor dem Einzelnen, die Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit auszudrücken, die Möglichkeiten und Tendenzen der Überwindung solcher Diskrepanz zu fördern, vermag autonome, verantwortliche Theorie heute nicht weniger zu bestimmen als zur Zeit von Condorcet und den Saint-Simonisten. Die differenziertere Apparatur der Forschung heute vermöchte solches Denken eindringlicher zu machen, während es in Wirklichkeit zu verfallen droht. Wie die Gegenstände sich strukturieren, was für eine autonome soziologische Untersuchung entscheidend und was gleichgültig ist, hängt von der fortwährenden Wechselwirkung zwischen jenen Ideen und dem Gang der Forschung ab. Soll unter Wertfreiheit nicht die Selbstverständlichkeit, die Platitüde verstanden werden, daß der Wissenschaftler keine rosa oder schwarze Brille trägt, sich nicht durch Gefolgschaft oder Haß verleiten läßt, dann bedeutet sie eine Hemmung des Gedankens, ganz und gar nicht eine Voraussetzung. Im Ganzen wie in jeder Einzelheit besteht theoretische Leistung überall zugleich in unbeirrbarer Hingabe ans Tatsächliche und in stets erneuerten Werturteilen.

Als wir damals so enttäuscht den Hörsaal verließen, dachten wir, Max Weber sei ultrakonservativ. Die Schlußfolgerung jedoch war voreilig. Kurz danach geriet Weber in der Vorlesung mit, wie Herr Parsons sagte, im alten Sinn konservativen Studenten, mit den Korporationen in Konflikt. Ich war nicht zugegen, meine aber, daß seine Ausführungen nicht immer so wertfrei waren, wie sie ihm selber erschienen sind. Vielleicht würde er heute nach der durchs Charisma und vielem anderen gekennzeichneten Zeit mir darin zustimmen, daß Soziologie so ganz von philosophischer Verpflichtung nicht zu trennen sei und Werturteile den Soziologen auch dann noch zu bestimmen haben, wenn das Thema schon gestellt ist.

Ich erteile Herrn von Wiese, dem Senior der deutschen Soziologen, als erstem Diskussionsredner das Wort.

PROFESSOR DR. LEOPOLD VON WIESE

Bei unserer heutigen Auffassung der Problematik der Bewertung in der Soziologie scheinen mir zwei Punkte besonders beachtenswert: erstens, daß sich die geistige Situation in fünfzig Jahren gegenüber Max Webers Wirkungszeit beträchtlich geändert hat, und zweitens, daß wir schärfer unterscheiden müssen zwischen dem Bewerten im täglichen Leben, das von sittlichen und ästhetischen Normen beherrscht wird, insgesamt, und den Werturteilen, die in Werken der wissenschaftlichen Literatur gefällt werden. Ein Werturteil im Verkehr der Menschen ist etwas anderes als ein solches Urteil auf gedrucktem Papier.

Zum ersten Punkte: Das, was vor einem halben Jahrhundert galt, hat heute nur in abgeschwächtem Maße Gültigkeit. Vergleichen wir die geistige Situation auf dem ersten deutschen Soziologentage im Oktober 1910 unter Tönnies' Vorsitz, als Weber seinen sogenannten Geschäftsbericht gab. Er schlug damals vor, das Zeitungswesen zum Gegenstande einer wertungsfreien Untersuchung zu machen. Die darin enthaltene Mahnung war ebenso angebracht wie bei dem eigentlichen Thema dieser ersten Tagung, der Rassenfrage. Ich durfte damals meine bescheidene Jungfernrede in der Aussprache halten und sagte: „Während man vielleicht im Zweifel sein mag, ob bei der Diskussion mancher soziologischer Probleme die Ausscheidung jedes Werturteils angebracht ist, so muß doch wenigstens bei den Rassenfragen jedes Werturteil für uns unbedingt beseitigt werden.“

Vergegenwärtigen wir uns die damalige Situation, dann begreifen wir leichter die Heftigkeit, mit der die Forderung der Wertfreiheit von Weber vertreten wurde. Besonders bei und nach dem Vortrage von Alfred Ploetz zur Rassenfrage zeigte sich, wie sehr gerade sittliche und politische Überzeugungen die Theoretiker spalteten. Für die einen war Soziologie eine neue Weltanschauung, ein modernes Glaubensbekenntnis. Ihnen standen die Skeptiker gegenüber, die gerade an dieser Aufgabe der Soziologie zweifelten. Sie wollten die junge Wissenschaft höchstens als Methode einer Spezialwissenschaft gelten lassen. Aber auch im engeren Kreise der Fachsoziologen gab es erhebliche Meinungsverschiedenheiten, etwa zwischen Simmels streng abgegrenzter Einzelwissenschaft oder Tönnies' Auffassung; für ihn war Soziologie dasselbe wie Sozialphilosophie. Gothein sah mehr eine historisch-psychologische Forschung; für Ploetz war sie eine Naturwissenschaft.

Da kam Webers Forderung: Vor allem keine Vermengung mit Weltanschauungen, keine subjektive Wertung. Das zeigte sich noch mehr

auf dem zweiten Soziologentage 1912, als über Volk und Nation so temperamentvolle Redner wie Franz Oppenheimer und Robert Michels sprachen.

Heute ist die Lage erheblich anders. Das Prinzipielle ist eher zu stark zurückgetreten. Die Statistik ist für manche Autoren mehr Vorbild, als es Philosophie und Ethik sind. Demgegenüber sollte heute die Mahnung gelten: Vergeßt nicht, daß die Soziologie vor allem ein Fundament der Ethik sein muß. Ich sage: das Fundament, d. h. *ehe* man Sollforderungen aufstellt, sollte man die in Frage kommenden Tatsachen ausgiebig prüfen und vielseitig durchforschen. Sie liefern die Ausgangspunkte und stets beachtbaren Grundlagen für Normen und Forderungen an die Menschen. Damit ist gesagt, daß weder die Soziologie ein Teil der Ethik, noch die Ethik ein Teil der Soziologie ist, daß aber eine große Abhängigkeit beider voneinander besteht.

Das leitet zum zweiten Punkte über. Niemals hat Max Weber die Forderung aufgestellt: Wir geistig geschulten Menschen sollten uns so stark objektivieren und von unserer persönlichen Artung befreien, daß wir nur logisch erklären, aber nie abstufend bewerten. Dazu war er selbst zu sehr Willensmensch, der stets Partei nahm.

Die – sagen wir kurz – Intellektuellen zu bloßen Berichterstattern zu machen und ihnen jede richtende Funktion zu entziehen, lag ihm völlig fern. Aber auch für ihn waren die ‚Objektivität anstrebende Soziologie und Psychologie‘ die *Grundlagen* der Ethik. Doch um dieser Aufgabe gerecht zu werden, war auch nach seiner Meinung *innerhalb der Bereiche dieser Wissenschaften* (also für die eigentliche Forschung) die Beschränkung auf die logischen Kategorien von Analyse (Erklärung) und Systematik (Ordnung) notwendig. Abzulehnen sei vor allem die Übung, das scheinbar ganz objektive und logisch aufgebaute Gedankennetz mit mehr oder weniger verhüllten Vorurteilen zu durchziehen und so den subjektiven Gehalt als angeblich Objektives zu präsentieren.

Diese Verschleierung der Werturteile sollte auch heute noch strikt verworfen werden. Nicht einen Zwang auszuüben, jedes Werturteil zu vermeiden, kommt in Frage, sondern die deutliche *Sonderung* der beiden Teile, des – sagen wir: kurz – objektiven und des subjektiven Teils, soweit das durchführbar ist. Dieser Zusatz muß hinzugefügt werden, weil eine völlige Scheidung nicht möglich ist. Auch der objektive Teil wird eine gewisse Abhängigkeit von der Subjektivität aufweisen.

Schon bei der Auswahl der zu behandelnden Themen und bei der Art der grundlegenden Beobachtung muß sich die Neigung oder Abneigung

des Forschers betätigen, soweit er Freiheit bei der Wahl des Gegenstandes und seiner Behandlungsweise besitzt. Sein Blick ist dem Wirrwarr der Erlebnisse gegenüber nur auf *bestimmte* Erscheinungskomplexe – er wählt unter ihnen – gerichtet; auch wird er zumeist ein bestimmtes *Ziel* anstreben, das auch von seinen Wünschen und Abneigungen beeinflusst ist.

Es handelt sich, wie so oft im Leben, um die Einhaltung des rechten Maßes. Niemals darf die Wissenschaft bloße *Glaubenssätze* offen oder verhüllt aufzwingen. Aber die Forderung der Beschränkung der Werturteile darf nicht zu einem Zustande führen, bei dem der Gelehrte bekennen müßte, daß er überhaupt keinen eigenen festen Standpunkt habe; er spreche nur nach, was ihm die Außenwelt aufweist, sein Ideal sei die Photographie.

PROFESSOR DR. HANS ALBERT

Da ich im wesentlichen mit den von Herrn Talcott Parsons vorgetragenen Auffassungen übereinstimme, möchte ich nur einige ergänzende Bemerkungen machen, die sich vor allem auf die sozialwissenschaftliche Wertproblematik beziehen.

Wie Herr Parsons betont hat, kann man Max Webers Bedeutung für die Sozialwissenschaften unter anderem darin sehen, daß er zur Überwindung des methodologischen Dualismus von Natur- und Kulturwissenschaften und, was damit zusammenhängt, zur Überwindung des ideologischen Denkens entscheidend beigetragen hat. Ich bin der Auffassung, daß wir heute in mancher Hinsicht weiter gehen können, als er es für möglich hielt, vor allem, was die Beschaffenheit und die Rolle des nomologischen Wissens in den Sozialwissenschaften, also die Struktur und Verwendung von Theorien, angeht. Theoretiker, die hier unmittelbar an Max Weber anknüpfen wollen, übersehen meist, daß sich die Wissenschaftslehre inzwischen erheblich weiterentwickelt hat¹.

Seine Lösung der sozialwissenschaftlichen Wertproblematik, die das methodische Prinzip der Wertfreiheit enthält, scheint mir dagegen im wesentlichen haltbar zu sein, abgesehen etwa von gewissen Äußerungen über das Problem der sogenannten Wertbeziehung, die die Distanz zu

¹ Siehe dazu z. B.: *Karl R. Popper*, *The Poverty of Historicism*, London 1957, weiter: *Ernest Nagel*, *The Structure of Science*, London 1961 (vor allem die letzten drei Kapitel), sowie die Arbeiten von *Carl G. Hempel*, *Paul Oppenheim* und *Jürgen v. Kempeski*.

den Naturwissenschaften unnötig betonen². Sein Prinzip der Wertfreiheit ist denn auch einer der wesentlichen Ansatzpunkte für jene Versuche der Überwindung Max Webers geworden, die de facto nicht so sehr die kritische Aneignung und Weiterentwicklung seiner Ergebnisse, als vielmehr einen Rückfall in von ihm selbst bereits überwundene Auffassungen involvieren. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie sich diese Versuche oft sehr liebevoll mit biographischen Einzelheiten beschäftigen, um zu zeigen, aus welchen Wurzeln seine Auffassungen hervorgegangen sind, und dann ohne jede methodologische Analyse, die diesen Namen verdienen würde, eventuell noch unter Hinweis auf gefährliche Wirkungen die Unhaltbarkeit seiner Auffassungen als Resultat moderner Forschungen erscheinen lassen. Der Aufwand an biographischer Arbeit steht hier in keinem Verhältnis zu dem an sachlicher Analyse der Probleme. Für die Soziologie geht es aber nicht so sehr um die Biographie Max Webers als um die Frage einer brauchbaren methodologischen Konzeption.

Wir sind daher keineswegs gezwungen, die etwas undifferenzierte methodologische Auffassung, die er in seiner von manchen seiner heutigen Kritiker merkwürdigerweise bevorzugten Freiburger Antrittsrede vertreten hat, für besonders wichtig zu halten und sie etwa seinen späteren Arbeiten vorzuziehen, die auf gründlichem Nachdenken über methodologische Fragen beruhen. Natürlich ist es relativ einfach, seine Idee, die Wissenschaft von endogenen Wertungen frei zu machen, um sie in der praktischen Anwendung für exogene Wertungen zu öffnen, zu kritisieren und zu zeigen, daß diese Idee mit seinem sehr problematischen Nationalismus, seinem Ideal des nationalen Machtstaates, genetisch zusammenhängt. Daran lassen sich dann Spekulationen über die Gefahren einer Unterordnung der Wissenschaft unter die Politik anknüpfen, die mit seinen Auffassungen einen nur noch sehr indirekten Zusammenhang haben. Das ist jedenfalls einfacher als ein Versuch, sich mit der von ihm später vorgetragenen differenzierten Lösung der Wertproblematik auseinanderzusetzen, die für grobschlächtige Gegenargumente keine Ansatzpunkte bietet.

Ich habe denn auch trotz eifriger Lektüre von keinem Versuch der Überwindung seines Wertfreiheitsprinzips Kenntnis erhalten, der nicht relativ einfachen Einwänden ausgesetzt wäre. Als Hintergrund derartiger Versuche ist immer wieder festzustellen: 1. mangelnde Unterschei-

² Siehe dazu z. B.: *Ernest Nagel, Problems of Concept and Theory Formation in the Social Sciences*, wiederabgedruckt in: *Theorie und Realität*, Tübingen 1964.

dung zwischen den verschiedenen Aspekten der komplexen Wertproblematik und 2. Unterschätzung der Möglichkeiten einer in bestimmtem Sinne wertfreien Sozialwissenschaft, womit teilweise auch die Vorstellung zusammenhängen mag, das Wertfreiheitsprinzip bedeute in irgendeiner Weise eine Beschränkung der Erkenntnismöglichkeiten – eine Vorstellung, die mitunter älteren philosophischen Traditionen, sehr oft aber auch bloßer Konfusion entspringt.

Wie Herr Parsons bin ich also der Auffassung, daß sich die Max Webersche Lösung der Wertproblematik im wesentlichen als Bestandteil einer brauchbaren methodologischen Konzeption erwiesen hat. Sie gibt einerseits die Möglichkeit, das tatsächliche Wertverhalten in jeder Beziehung zu untersuchen und darüber zu informieren, sie stellt andererseits die Wertbasis der sozialwissenschaftlichen Forschung selbst in Rechnung und enthält überdies den völlig richtigen Hinweis darauf, daß die Lösungen sozialwissenschaftlicher Probleme, also vor allem auch: die Theorien in diesen Wissenschaften, trotzdem keine Werturteile zu enthalten brauchen. Der Kernbestand der Sozialwissenschaften kann in der Lösung sachlicher Probleme gesehen werden.

Darüber hinaus dürfte die Lösung von Sachproblemen, die Durchleuchtung sachlicher Zusammenhänge auf theoretischer Basis, auch in praktischer Beziehung von großer Bedeutung sein. Hier ist vielleicht ein Punkt, in dem wir über Max Weber hinausgehen können, der dazu neigt, in normativer Hinsicht die Rolle unkorrigierbarer letzter Wertungen zu betonen. Die Resultate der Erforschung sachlicher Zusammenhänge sind keineswegs nur in einem noch dazu sehr engen Sinne technologisch relevant, wie das von Theoretikern unterstellt zu werden pflegt, die der Konzeption einer wertfreien Sozialwissenschaft die Verantwortung für einen anderweitig vorhandenen Irrationalismus im Bereich der Zielsetzungen zuschreiben wollen. – Beispiele dafür, wie die Untersuchung von Sachzusammenhängen für die normative Orientierung Bedeutung haben kann, ohne daß dabei Werturteile eine Rolle zu spielen brauchen, sind in der Wissenschaftslehre selbst zu finden³.

³ Herr Parsons hat mit Recht darauf hingewiesen, daß auch die wertfreie Sozialwissenschaft normativer Regulierung unterliegt, eine Tatsache, die Max Weber durchaus berücksichtigt hat. Eine Untersuchung der methodologischen Diskussion zeigt nun, daß hier die Erörterung von Sachfragen die Orientierung der Forschung erheblich beeinflussen kann. Die Analyse logischer Zusammenhänge führt z. B. zur Revision unserer Kriterien der Relevanz von Theorien, ihrer Prüfbarkeit und Bewährung, der Auffassungen über ihre möglichen Verwendungsweisen usw. und damit gleichzeitig u. U. zu einer normativen Umorientierung im Bereich der Erkenntnis.

Was die Bedeutung der Sozialwissenschaften für das soziale Leben angeht, so wird oft übersehen, daß sie keineswegs von der Produktion von Werturteilen, sondern vielmehr von der Wahl der Sachproblematik abhängt, die untersucht wird. Wir können aber nicht nur unter irgendwelchen Wertgesichtspunkten relevante Sachprobleme behandeln, sondern in der Analyse weitgehend sogar die sogenannten Wertprobleme selbst neutralisieren, d. h.: sie „wertfrei“ behandeln, so paradox das klingen mag. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen letzten unkorrigierbaren Stellungnahmen dürfte überdies eine weit geringere Rolle spielen, als man unter dem Eindruck der von Max Weber zuweilen gesetzten Akzente annehmen könnte. Diejenigen, die entschlossen sind, sein Wissenschaftsprogramm in moderner Form weiterzuführen, werden gut daran tun, von den manchmal etwas pathetischen Zutaten des heroischen Positivismus zu abstrahieren. Das ist möglich, ohne die Bedeutung Max Webers und seiner Ergebnisse im geringsten zu schmälern.

Im übrigen kann man die Auffassung vertreten, daß die Prinzipien der wissenschaftlichen Methode selbst, vor allem, insoweit sie an der Idee der kritischen Prüfung orientiert sind⁴, bis zu einem gewissen Grade für alle sozialen Bereiche relevant sein können. Diese Idee läßt sich nämlich nicht nur auf Aussagensysteme, sondern darüber hinaus auf soziale Tatbestände verschiedenster Art anwenden. Schon die kritische Untersuchung von Aussagensystemen ist eine Aufgabe, die für die soziale Entwicklung von großer Bedeutung sein kann, denn solche Systeme sind selbst, wenn sie wirksam sind, soziale Tatbestände. Man braucht nur auf die Bedeutung institutionalisierter Ideologien hinzuweisen, um das zu belegen. Die kritische Durchleuchtung ideologischer Aussagegebäude ist eine mögliche Aufgabe der Soziologie, die selbst schon in den Bereich der Sozialkritik gehört. Schon hier zeigt sich, daß es ein erhebliches Mißverständnis wäre, wenn man eine Sozialwissenschaft, die das Wertfreiheitsprinzip in ihre methodologische Konzeption einbezieht, für eine in jeder Beziehung neutrale Angelegenheit halten würde. Gerade eine wertfreie Sozialwissenschaft kann, wie das auch

⁴ Siehe dazu: *Karl Popper*, On the Sources of Knowledge and Ignorance, Proceedings of the British Academy, 46, 1960; *William Warren Bartley*, The Retreat to Commitment, New York 1962, deutsche Ausgabe: Flucht ins Engagement, München 1964; *Paul K. Feyerabend*, Knowledge without Foundations, Oberlin/Ohio 1961; *Hans Albert*, Rationalität und Wirtschaftsordnung, in: Gestaltungsprobleme der Weltwirtschaft, Festschrift für Andreas Predöhl, hrsg. von Harald Jürgensen, Göttingen 1964.

Ernst Topitsch in seinem Referat herausgearbeitet hat⁵, als ein Instrument der Aufklärung angesehen werden. Sie ist daher insofern keineswegs mit den dogmatischen Anschauungen konservativer Kräfte vereinbar, die heute versuchen, sich Einzelergebnisse der Sozialforschung nutzbar zu machen. In einer Zeit, in der die Gegenaufklärung auch das offizielle Denken noch weitgehend beherrscht, dürfte eine Soziologie Max Weberscher Prägung manche Beunruhigung mit sich bringen.

PROFESSOR DR. JÜRGEN HABERMAS

Im Werturteilsstreit hat Max Weber eine Position bezogen, die den Sozialwissenschaften unmißverständlich die Aufgabe zuweist, technisch verwertbares Wissen zu erzeugen. Wie alle strengen empirisch-analytischen Wissenschaften sollen auch sie Informationen liefern, die sich in technische Empfehlungen für eine zweckrationale Mittelwahl umsetzen lassen. Bedingte Prognosen oder kausale Erklärungen setzen die Kenntnis empirischer Gleichförmigkeiten voraus. Eine Sozialwissenschaft, die sich für jenen Zweck eignet, wird daher Theorien entwickeln und die Geltung von Hypothesen überprüfen mit dem Ziel, verläßlich generelle Regeln des sozialen Verhaltens ausfindig zu machen. Soweit es dieser Gegenstand verlangt, mag die Analyse vermittelt sein durch ein Motivationsverstehen. Ziel der Erkenntnis ist aber nicht das Verständnis sozialer Tatsachen, sondern die kausale Erklärung durch gesetzmäßige Zusammenhänge. In dieser Hinsicht räumt Max Weber dem Sinnverstehen einen methodologisch untergeordneten Status ein. Parsons nimmt daher Max Weber mit gutem Grund für das Erkenntnisinteresse einer allgemeinen Theorie des sozialen Handelns in Anspruch. Aber Weber hat darüber hinaus ein weiteres Erkenntnisinteresse im Sinn.

Für den Schüler Rickerts kann eine Kulturwissenschaft ihr Interesse nicht in der Erforschung empirischer Regelmäßigkeiten erschöpfen. Ihre Fragen richten sich nicht nur auf die Analyse der Bedingtheit von Kulturerscheinungen, sondern auch auf die Explikation ihrer Bedeutung. Unter diesem Gesichtspunkt werden die Ableitung und Erprobung von Gesetzhypothesen, aus denen sich technische Empfehlungen gewinnen lassen, geradezu abgewertet; sie gelten als eine Vorarbeit, die als solche

⁵ Siehe dazu auch seine Arbeiten in seinem Aufsatzband: *Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft*, Neuwied 1961.

noch nicht zu der „von uns erstrebten Erkenntnis“ führt: „Die Analyse und ordnende Darstellung der jeweils historisch gegebenen, individuellen Gruppierung jener ‚Faktoren‘ und ihres dadurch bedingten konkreten, in seiner Art *bedeutsamen* Zusammenwirkens und vor allem die *Verständlichmachung* des Grundes und der Art dieser Bedeutsamkeit wäre die nächste, zwar unter Verwendung jener Vorarbeit zu lösende, aber ihr gegenüber völlig neue und selbständige Aufgabe.“¹ Hier wird nicht dem Sinnverständnis, sondern dem Erklären ein methodologisch untergeordneter Status zugewiesen.

Meine *erste* Frage an Herrn Parsons lautet deshalb: zielt nicht Max Webers Erkenntnisinteresse, über die Erzeugung technisch verwertbaren Wissens hinausgehend, auch auf die Explikation der Bedeutung gesellschaftlicher Prozesse? Drei weitere Fragen sollen diese erste erläutern. Sie beziehen sich der Reihe nach auf den methodologischen Sinn der drei von Herrn Parsons mit Recht hervorgehobenen Kategorien: Verstehen, Wertbeziehung und Wertfreiheit.

Verstehen. Max Weber unterscheidet das Motivationsverstehen eines subjektiv vermeinten Handlungssinnes von der sog. Wertinterpretation, die sich auf die in Kulturwerten objektivierte Bedeutung bezieht. Sowohl einzelne Texte wie ganze Epochen haben in diesem Sinne „Bedeutung“. Die Wertinterpretation erfaßt freilich keinen realen Zusammenhang, sondern die idealen Beziehungen, die an einem gewerteten Kulturgegenstand haften. Sie deckt an ihnen die Angriffsflächen objektiv möglicher Wertungen auf und entdeckt die konkreten Wertbeziehungen, denen ein historischer Gegenstand seinen individuellen Sinn verdankt. Diese Aufgabe kann Max Weber den historisch-philologischen Wissenschaften überlassen, denn die Soziologie findet auf einem anderen Wege Zugang zu den sozialen Tatsachen. Sie richtet sich subjektiv sinnverstehend auf Motive von Handlungen. Dabei bevorzugt sie hypothetisch zweckrationale Handlungen, die sich nach reinen Verhaltensmaximen richten. Eine strenge Sozialwissenschaft, die „soziales Handeln deutend versteht und dadurch in seinem Ablauf ursächlich erklärt“², verfährt daher *normativ*-analytisch, wie das Beispiel der mathematischen Wirtschaftstheorie zeigt.

Wenn man hingegen, wie Parsons, die Soziologie als eine strenge *empirisch*-analytische Wissenschaft begründet, fallen die sozialen Rollen

¹ Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 2., durchgesehene und ergänzte Auflage, Tübingen 1951 (im folgenden zitiert als W.L.), S. 174 f.

² Grundriß der Sozialökonomik, III. Abteilung, Wirtschaft und Gesellschaft, 2., vermehrte Auflage, 1. Halbband, Tübingen 1925, S. 1.

nicht mehr mit einem subjektiv vermeinten Sinn, der sich in Form reiner Maximen rekonstruieren läßt, zusammen. Wertstrukturen und Motivationsgefüge treten auseinander. Das Motivationsverstehen kann den Zugang zu jenen Wertstrukturen nicht öffnen. Zutritt zu sozialen Tatsachen dieser Art verschafft nur ein hermeneutisches Verstehen in der Art der Wertinterpretation. Wenn es sich so verhält, werden aber die Sozialwissenschaften mit einer Problematik des „Verstehens“ belastet, die uns der Historismus vererbt hat. Parsons verdrängt diese Problematik durch die Forderung eines Wertuniversalismus: die in Wertsystemen objektivierten Bedeutungsgehalte sollen sich aus elementaren Wertbestandteilen zusammensetzen, die für alle Kulturen und Epochen gleichermaßen gelten. Meine *zweite* Frage an Herrn Parsons lautet deshalb: führt eine verstehende Sozialwissenschaft über das Motivationsverstehen hinaus in die Dimension einer hermeneutischen Aneignung von tradierten Bedeutungsgehalten, für die Max Weber so etwas wie Wertinterpretation vorgesehen hatte?

Wertbeziehung. Rickert hatte mit Hilfe dieses Begriffes versucht, Kultur als den Gegenstand der historisch-interpretierenden Wissenschaften vom Begriff der Natur abzuheben. Mit jenem Gegenstand kommuniziert freilich der Historiker nicht bloßen Auges; er rückt ihn unvermeidlich noch einmal in die Wertbeziehungen ein, in die seine eigene kulturelle Lage eingelassen ist. Auch Max Weber ist der transzendente Sinn dieser Kategorie gegenwärtig; sie bezieht sich nicht in erster Linie auf die *Auswahl* wissenschaftlicher Probleme, sondern auf die *Konstitution* möglicher Gegenstände der kulturwissenschaftlichen Erkenntnis. Sonst ließe sich eine Unterscheidung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften daran nicht festmachen.

Parsons, der im Hinblick auf die Soziologie diese Unterscheidung ablehnt, versteht die methodische Wertbeziehung des Sozialforschers lediglich als eine Verpflichtung gegenüber dem Wertsystem der Wissenschaft. Dieses gebietet eine strikte Trennung zwischen der Rolle des Forschers und der Rolle des Mitglieds einer bestimmten Gesellschaft. Die kulturspezifischen Werte dürfen den Forscher allenfalls bei der Auswahl der Probleme, nicht aber bei deren methodischer Bearbeitung leiten. Offenbar greift aber nach Webers Auffassung die Wertbeziehung tiefer in die Methodik der Kulturwissenschaften ein. In den Naturwissenschaften sind die theoretischen Gesichtspunkte, die eine Untersuchung leiten, der Kontrolle durch den Ausgang der Untersuchung selbst unterworfen: sie erweisen sich als heuristisch fruchtbar oder geben für die Ableitung brauchbarer Hypothesen nichts her. Hingegen bleiben

die methodisch leitenden Wertbeziehungen in den Kulturwissenschaften der Forschung als solcher transzendent: sie können durch den Ausgang einer Untersuchung nicht korrigiert werden. Wenn das Licht, das von den Wertideen auf die großen Kulturprobleme fällt, weiterzieht, dann rüsten sich auch die Kulturwissenschaften, ihren Standort und ihren Begriffsapparat zu wechseln und ziehen „jenen Gestirnen nach, welche allein ihrer Arbeit Sinn und Richtung zu weisen vermögen“ (W.L. 214). Dieser konstitutiven Wertbeziehung verdankt es die Soziologie, daß sie die kausalanalytische Erkenntnis empirischer Gleichförmigkeiten in den Dienst eines weitergehenden Erkenntnisinteresses stellen kann: „Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welche wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen – die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So- und nicht anders Gewordenseins andererseits“ (W.L. 170 f.).

Max Weber selbst hat sich bei seinen historisch-soziologischen Forschungen von einer Idee leiten lassen, die für seine Begriffskonstruktionen und Theorienbildungen maßgeblich war: von der Idee der Rationalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche. Es ist oft bemerkt worden, daß die Idealtypen für die Formen der Herrschaft, für die Ordnungen des Wirtschafts- und des Rechtsverkehrs, für die Stadtsiedlungen und die Formen der Erziehung stets in Übereinstimmung mit *der* geheimen Geschichtsphilosophie gebildet und angeordnet sind, aus deren Blickwinkel Weber die gesamtgesellschaftliche Entwicklung interpretiert. Daraus erklärt sich auch die von Parsons betonte zentrale Stellung der Rechtssoziologie, die vor allem den Begriff des formalen Rechts entfaltet: ein System genereller und abstrakter Normen vermittelt ja zwischen dem zweckrationalen Tauschverkehr der privaten Warenbesitzer und der bürokratischen Herrschaftsausübung einer rationalen Staatsanstalt. Sogar der methodische Vorzug, den Max Weber dem Typus des zweckrationalen Handelns zunächst aus logischen Gründen einräumt, hat ja nur Aussicht, über normativ-analytische Zwecke hinaus auch empirisch gehaltvolle Hypothesen zu ermöglichen, wenn sich jene Tendenz zu einer allgemeinen Rationalisierung durchsetzt.

Meine *dritte* Frage an Herrn Parsons lautet daher: erstreckt sich methodisch die in den Sozialwissenschaften unvermeidliche Wertbeziehung nur auf die Auswahl der Probleme oder hat sie auch Einfluß auf die Theorienbildung als solche?

Wertfreiheit. Auch wenn wir davon ausgehen, daß die Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Theorien abhängig sind von allgemeinen

Interpretationen, ohne daß diese ihrerseits nach immanent erfahrungswissenschaftlichen Kriterien widerlegbar wären – auch dann können solche Voraussetzungen expliziert werden. Darauf bezieht sich das Postulat der Wertfreiheit. Wertbeziehungen sind methodisch unvermeidlich und gleichwohl objektiv unverbindlich. Wir sind daher gehalten, die Abhängigkeit deskriptiver Aussagen von Voraussetzungen normativen Gehalts zu deklarieren. Insbesondere erläutert Weber den methodischen Sinn der Wertfreiheit im Zusammenhang mit der sozial-technischen Verwertung empirisch-analytischen Wissens. Die Kenntnis empirischer Regelmäßigkeiten sozialen Handelns eignet sich zu technischen Empfehlungen für eine zweckrationale Mittelwahl, wobei die Zwecke selbst bloß hypothetisch gesetzt sind. Das Postulat der Wertfreiheit ist wissenschaftstheoretisch eine Selbstverständlichkeit. Anlaß zur Diskussion gibt offensichtlich erst die wissenschaftspolitische Absicht, die Max Weber mit dem Postulat verband. Er gebrauchte es, um die Sozialwissenschaften auf ein Erkenntnisinteresse einzuschränken, das sich bei der Erzeugung technisch verwertbaren Wissens bescheidet. Die metatheoretische Feststellung, daß dieses Wissen ausschließlich deskriptiven Gehalt haben muß, ist kaum der Aufregung wert. Die positivistische Forderung aber, daß sich darin die Leistung der Soziologie erschöpfen soll, hat Zweifel und Proteste ausgelöst. Ich beschränke mich hier auf die Frage, wie sich diese wissenschaftspolitische Forderung bei Max Weber selbst erklärt, obwohl sie dem Typus eigener Forschungen ebenso widerspricht, wie auch der wiederholt erklärten hermeneutischen Absicht: die Kulturbedeutung historischer Zusammenhänge zu klären und aus ihnen die gesellschaftliche Situation der Gegenwart *verständlich* zu machen.

Mir scheint, daß wir die Methodologie Max Webers nicht lösen können von seiner allgemeinen Interpretation der für die Gegenwart bestimmenden Entwicklungstendenzen. Wir können in dieser Hinsicht von der älteren Weber-Forschung, von den Arbeiten Löwiths, Landshuts und Freyers, lernen³. Weber nahm die umsichgreifende rationale Durchorganisation der Lebensverhältnisse zum Leitfaden seiner Analyse: kapitalistische Wirtschaftsordnung, formalisierter Rechtsverkehr und bürokratische Herrschaftsordnung bilden die Strukturen einer Gesellschaft, deren institutionell verselbständigte Bereiche das soziale Han-

³ K. Löwith, Max Weber und Karl Marx, in: Ges. Abhandlungen, Stuttgart 1960, S. 1 ff. – S. Landshut, Kritik der Soziologie, Leipzig 1928. – H. Freyer, Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, Berlin 1930.

deln gleichförmig erfassen. Sie wissen, wie Weber das stählerne Gehäuse dieser rationalisierten Lebenswelt beurteilt hat. Gerade die Organisationsform, die Zweckrationalität des Handelns sichern, nämlich eine optimale Mittelverwendung für autonom gesetzte Zwecke gestatten soll, nimmt noch die Autonomie dieser individuellen Zwecksetzung selbst in Beschlag. Die Irrationalitäten der Rationalisierung fassen sich für Max Weber im Modell der Bürokratisierung zusammen. Die Alleinherrschaft bürokratischer Lebensideale führe zur Parzellierung der Seele⁴, zu den Fachmenschen ohne Geist und den Genußmenschen ohne Herz⁵. Weber beschwor die Vision eines Gehäuses der Hörigkeit, „in welche vielleicht dereinst die Menschen sich, wie die Fellachen im alt-ägyptischen Staat, ohnmächtig zu fügen gezwungen sein werden“⁶, um dann das Kulturproblem der Gegenwart so zu formulieren: „Wie ist es angesichts dieser Übermacht der Tendenz zur Bürokratisierung überhaupt noch möglich, irgendwelche Reste einer in irgendeinem Sinn individualistischen Bewegungsfreiheit zu retten?“ (ebd. S. 321). Webers philosophische Antwort heißt: dezisionistische Selbstbehauptung inmitten einer rationalisierten Welt; seine politische Antwort: Spielraum für den willensintensiven und machtinstantiven Führer – für den starken Politiker, der sich der Fachbeamten, und für den privaten Unternehmer, der sich seines Betriebes zugleich autoritär und rational bedient.

Der „Führer mit Maschine“ ist also die soziale Rolle, die in der partiell rationalisierten Gesellschaft subjektive Zweckrationalität ohne den Preis einer Heteronomie der Zwecksetzung zu gestatten scheint. In diesem Rahmen hat nun auch die wissenschaftspolitische Forderung der Wertfreiheit ihren Stellenwert. Die Erfahrungswissenschaften sind auf zweideutige Weise Teil des allgemeinen Rationalisierungsprozesses. Sie haben die Welt entzaubert, haben den handlungsorientierenden Werten und Normen ihren Anspruch auf objektive Geltung genommen. Insofern schaffen sie überhaupt erst Platz für eine individuelle Entscheidung zwischen subjektivierten Glaubensmächten. Andererseits folgen aber auch sie, wie die Bürokratie, der Tendenz, den Spielraum der Dezision, den sie erst einräumen, selbst noch zu usurpieren. Auch sie müssen deshalb auf technische Hilfsfunktionen eingeschränkt werden. Soweit das Postulat der Wertfreiheit darauf abzielt, die Sozialwissenschaften

⁴ Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, Tübingen 1924, S. 414.

⁵ Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. I, Tübingen 1920, S. 204.

⁶ Gesammelte politische Schriften, 2., erweiterte Aufl., Tübingen 1958, S. 320.

restriktiv auf die Erzeugung technisch verwertbaren Wissens festzulegen, ist es der politischen Forderung analog, derzufolge die Autorität des Dezierenden Praktikers vor der Kompetenzausmaßung des Sachverständigen geschützt werden soll.

Ironischerweise beruht aber, wie wir sahen, diese Empfehlung eines restriktiven Wissenschaftsbegriffs auf einer Interpretation gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen, die, wenn sie Geltung haben soll, einen anspruchsvolleren Begriff von Soziologie voraussetzt. Max Weber hat sich bei seiner eigenen Arbeit nicht innerhalb der vom Positivismus gezogenen Grenzen gehalten. Freilich war er in Übereinstimmung mit dem Neukantianismus positivistisch genug, sich zu verbieten, den Zusammenhang seiner methodologischen Gesichtspunkte und Regeln mit den Ergebnissen seiner Gesellschaftsanalyse zu reflektieren.

Meine *vierte* Frage an Herrn Parsons lautet daher: wie weit können methodologische Entscheidungen, die für die empirisch-analytischen Verfahrensweisen in den Sozialwissenschaften verbindlich sind, ihrerseits im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Prozessen diskutiert werden?

In demselben Zusammenhang möchte ich eine weitere Frage an meinen Vorredner, Herrn Albert, richten. Er betont, daß die wertfrei operierende Sozialwissenschaft nicht nur Kenntnisse über empirische Regelmäßigkeiten beibringt, sondern auch zu kritischen Zwecken eingesetzt werden kann. Ohne Zweifel kann sie geltende Wertsysteme logisch, und in einer gegebenen Lage auch technologisch, überprüfen. Aber entspringt eine normative Bestimmung der Wissenschaft, hier ihre Verwendung in sozialkritischer Absicht, der individuellen Willkür eines Forschers oder, wie Popper meint, einer verläßlich eingeübten kritischen Tradition – oder gar naturwüchsigen Interessen? Wie dem auch sei, stets sind wir doch genötigt, auch über solche methodologischen Grundsätze und Entscheidungen noch Rechenschaft zu geben. Als Soziologen sollten wir uns nicht scheuen, sie, die die Regeln der Analyse festlegen, ihrerseits im Zusammenhang mit den analysierten gesellschaftlichen Prozessen selber zu beurteilen. Aussagen dieser Art lassen sich freilich nicht mehr innerhalb der Grenzen strikter Erfahrungswissenschaft gewinnen. Ein auf die Soziologie rückbezogenes Geschäft der ideologiekritischen Überprüfung ihrer Methodologie läßt sich nicht in die Wissenssoziologie abschieben.

Gestatten Sie mir am Ende noch eine geistesgeschichtliche Bemerkung. Herr Parsons hat die Lehre Max Webers für eine Entwicklung in Anspruch genommen, die das Ende der Ideologie herbeigeführt habe.

Weber soll das Trilemma des Historismus, des Utilitarismus und des Marxismus durchbrochen und in das freie Feld der Auseinandersetzung jenseits der europäischen Bürgerkriegsfronten geführt haben. Ich beende unsere amerikanischen Kollegen, in politischen Traditionen zu stehen, die eine so großzügige, im besten Sinne des Wortes liberale Rezeption Max Webers erlauben⁷. Wir hier in Deutschland, immer noch auf der Suche nach Alibis, würden dem nur zu gerne folgen. Aber Webers politische Soziologie hat auf unserem Boden eine andere Geschichte gehabt: Weber hat in der Periode des ersten Weltkrieges das Bild der cäsaristischen Führerdemokratie auf der zeitgenössischen Grundlage eines nationalstaatlichen Imperialismus entworfen⁸. Dieser militante Spätliberalismus hat in der Periode der Weimarer Zeit Folgen gehabt, die wir nicht Weber, aber uns zurechnen müssen, wenn wir Weber hier und heute rezipieren: wir können nicht daran vorbei, daß Carl Schmitt ein legitimer Schüler Max Webers war⁹. Wirkungsgeschichtlich betrachtet, hat das dezisionistische Element in Webers Soziologie den Bann der Ideologie nicht gebrochen, sondern verstärkt.

PROFESSOR DR. DIETER HENRICH

Mit dem Folgenden möchte ich versuchen, eine von Herrn Parsons' Thesen durch einen Gedankengang zu bestätigen, der von dem seinen weit abweicht und doch zu ähnlichen Resultaten führt. Auch ich meine, daß dem Werk Max Webers eine Theorie der Erfahrungswissenschaft in ihrem Verhältnis zu möglicher Praxis zugrunde liegt, die über herkömmliche Alternativen hinausführen könnte, wenngleich in einer Form, die keine unvermittelte Rezeption erlaubt, sondern den Interpreten dazu nötigt, ihre Grundzüge freizulegen und zu entfalten.

In der Absicht, zu dieser Aufgabe beizutragen, soll zunächst das heute geläufige Bild von der Position Max Webers in Erinnerung gebracht werden. Es ist denen gemeinsam, die sich bei der Beurteilung dieser

⁷ Vgl. R. Bendix, *Max Weber — An Intellectual Portrait*, New York 1960.

⁸ Vgl. W. J. Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik*, Tübingen 1959.

⁹ Einen freundlichen Ratschlag aufnehmend, halte ich nachträglich eine andere Formulierung, wenn man sie in ihrer Ambivalenz beläßt, für zutreffender: Carl Schmitt war ein „natürlicher Sohn“ Max Webers.

Position am weitesten voneinander unterscheiden, der positivistischen und der marxistischen Weberinterpretation:

Als Max Weber das Postulat der Wertfreiheit formulierte, trennte er empirische Forschungstechniken (Operationen, die richtige Voraussagen erlauben) und die Lebensentscheidungen handelnder Personen auf die radikalste mögliche Weise. Dabei räumte er der empirischen Erforschung gesellschaftlicher Prozesse eben das Maß an Objektivität ein, das es möglich macht, sie in den Dienst eines Handelns zu stellen, das aus irrationaler Entscheidung kommt und doch auf rationale Mittelwahl angewiesen ist.

Die positivistische Soziologie sieht in dieser Separation eine immer noch schlüssige doppelte Sicherung: Die Sicherung der Forschung gegen Hypothesen, die nicht empirisch getestet werden können; – dann aber auch die Sicherung der Gesellschaft gegen Ideologien. Denn Ideologien verweigern die rationale Kontrolle ihrer Praktiken und neigen dazu, Begründungen für ihre Weltdeutungen zu geben, die imaginär sind und deshalb der Diskussion durch Gewalt entzogen werden müssen. Dagegen wendet die marxistische Soziologie ein, daß beide Sicherungen noch nicht stark genug sind, um Rationalität in Politik und Gesellschaft dominant zu machen. Denn Forschungstechniken bedürfen der Orientierung an Erkenntniszielen, die von in der Forschung selbst nicht mehr reflektierbaren Fragestellungen abhängen. Und diese Ziele können Willkür und Verdunkelung sein, nicht so sehr in ihrer kritisierbaren Verfestigung zur Theorie wie in dem Akt der Dezision, der ihnen zugrunde liegt. Weit entfernt davon, diesen Dezisionsakt selbst zu kritisieren, fordert ihn vielmehr die positivistische Theorie ebenso wie Max Weber es getan hatte.

Man könnte sich auf Max Weber selbst berufen, wenn man behauptet, daß die Unabhängigkeit der formalen Mittel der empirischen Erkenntnis die Objektivität der Erfahrungswissenschaft noch nicht hinreichend garantiert. Höher als jeder vor ihm hat er die Bedeutung von Wertentscheidungen auch für Erfahrungserkenntnis in Anschlag gebracht, wenn nicht für die Weise ihres Fortschreitens so doch für Ausgang, Länge und Ziel ihres Weges. Will man der Erfahrungserkenntnis eine autonome Mittelstellung zwischen Idealität und Wirklichkeit in der Gesellschaft zusprechen, so sind die Grundlagen dafür in Max Webers methodologischem Werk zumindest nicht unmittelbar zu entdecken. Keine eigene, sondern eine von der Bewegung der menschlichen Kultur abhängige Bewegung allein scheint ihr Max Weber zuzugestehen. Und der Entfaltung der Erfahrungserkenntnis zur selbständigen Theorie mit

Hilfe des Begriffs der Funktion hat er nicht nur implizit, sondern sogar explizit seine Zustimmung verweigert. Das belegen die Randbemerkungen in seinem Handexemplar von Schumpeters Buch über „das Wesen der Nationalökonomie...“, in dem der Vorschlag einer solchen Theorie gemacht worden war.

Folgende Konsequenz scheint deshalb zwingend zu sein: Sollte objektive Erfahrungswissenschaft jemals eine Kontrolle dezisionistischer Willkür werden können, so müßte sie zumindest ein von Entscheidungsakten unabhängiges sub-value-system des von Herrn Parsons dargestellten Typs sein. Sofern sie aber als Forschungstechnik im Dienste der Mittelerkenntnis aufgefaßt wird, kann sie dies niemals werden, am wenigsten im Sinne Max Webers, der weder an der Dependenz des Forschungsganges noch an der Dezision als zielsetzendem Akt etwas auszusetzen fand.

Als eine Kritik Max Webers steht diese Konsequenz unter der Voraussetzung, daß in seinem Werk das Verhältnis von Objektivität der Erfahrung und Wahlakt der Entscheidung eben dasjenige ist, das ihm die Interpretation zuvor unterstellt, wenn sie glaubt, es in das Verhältnis von Zwecksetzung und Mittelwahl vollständig übersetzen zu können.

Die Prüfung dieser Übersetzung kann man mit einigen Beobachtungen beginnen, die sich aus einer Analyse der Texte Max Webers ergeben: Bei der Darstellung von zwei grundlegenden Thesen der methodologischen Aufsätze weicht Weber ständig den von ihm selbst errichteten Restriktionen aus: So hatte er z. B. mit Rickert den Begriff der „Kulturbedeutung“ als den Grund des Interesses definiert, aus dem sich die Erfahrungswissenschaft gewissen Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit zuwendet. In diesem Sinne ist „Kulturbedeutung“ also ein Element in dem Gefüge derjenigen Begriffe, die Erfahrungserkenntnis an subjektive Wertentscheidung binden.

Im direkten Gegensatz dazu und doch im selben Kontext gebraucht Weber aber dasselbe Wort auch, um den Zusammenhang zu bezeichnen, in dem vergangene Kultur auf gegenwärtige eingewirkt hat. Eine Erfahrungswissenschaft, die Kulturbedeutungen in diesem zweiten Sinne erforscht, muß zwar auch von einem vorwissenschaftlichen Consensus über das Wichtige ausgehen. Sie ist aber imstande, diesen Consensus rückläufig durch Erfahrung daraufhin zu kontrollieren, ob er den Strukturen Rechnung trägt, auf Grund deren er zustande kam, oder ob er nur eine willkürliche und in diesem Sinne partiale und subjektive Reaktion auf sie ist.

Auch für mehrere andere methodologische Grundbegriffe Webers läßt sich diese Umwendung ihres Sinnes von einer logischen zu einer ontischen Bedeutung nachweisen. Sie bedeutet jeweils eine Einschränkung des subjektivistischen Ausgangspunktes der Methodologie.

Die zweite Abweichung Max Webers von eigenen Theoremen liegt offener zutage: Sein Postulat der Wertfreiheit verbietet ihm offenbar nicht, die Forderungen nach Klarheit und Konsequenz der Entscheidung auch an solchen Stellen zu erheben, in denen er als empirischer Forscher spricht. Diese Forderungen ergeben sich aber durchaus nicht einfach *modo ponens* aus der jeder Erfahrungswissenschaft als solcher eigenen Rationalität. Denn es liegt kein Widerspruch in der Annahme, daß man durch Erfahrung darüber belehrt werden könnte, es lohne nicht, sein Handeln an eindeutigen Zielen zu orientieren. Glücklicherweise werde am ehesten, wer jeden Kompromiß nach den Nötigungen und Evidenzen der wechselnden Lage schließt. Und würde Max Weber nicht selbst voraussetzen, daß die meisten Menschen in der Tat zu dieser Überzeugung gelangen, so brauchte er sein Konsequenzideal nicht mit solcher Leidenschaft zu propagieren.

Selbstverständlichkeit und Beharrlichkeit dieser zwiefachen Selbstrevision verbieten es, sie als zufällige Mängel der Darstellung aus Webers Theorie auszuschalten. Angesichts ihrer bleiben der Interpretation also zuletzt nur zwei Möglichkeiten: Sie kann in ihr den Ausdruck des Scheiterns von Webers Theorie erblicken. Dann müßte sie sagen, daß die Lehre von der Subjektivität der Wertung selbst noch zu dem Zugeständnis führt, daß Werturteile sich aus Erfahrungswissen begründen lassen, und daß der Dezisionismus selbst bekennt, sein Prinzip sei nur das Produkt einer willkürlichen Dezision. – Die Alternative zu solcher interpretierenden Kritik kann nur der Versuch sein, Webers Inkonsequenz als eine Befreiung des Sinnes seiner Theorie aus ihrer impliziten in eine mögliche explizite Gestalt zu deuten. Und ich bin bereit, diese Alternative zu vertreten, der Sache nach zuletzt doch in grundsätzlicher Übereinstimmung mit Herrn Parsons.

Beide Inkonsequenzen scheinen auch untereinander in einer sachlichen Beziehung zu stehen. Wenn auch das der Fall ist, so wird man sagen müssen: 1. Die Erfahrungswissenschaft muß schon deshalb eine relative Unabhängigkeit gegenüber dem Consensus einer Kultur besitzen, weil dieser Consensus selbst einer rationalen Kontrolle seiner Voraussetzungen bedarf. 2. Von dem Konsequenzideal der Wertentscheidung darf im Zusammenhang der Erfahrungswissenschaft, wenn auch nicht kraft ihrer eigenen Autorität, die Rede sein, weil diese Wissenschaft nicht nur der

Technik der Realisierung von Handlungszielen dient, sondern selbst in die Definition von Kriterien einer möglichen Entscheidung eingeht.

Sollen diese beiden Sätze in Übereinstimmung mit den einfachsten Elementen von Webers Methodenlehre bleiben, so dürfen sie nicht implizieren, daß Werturteile aus Erfahrung begründbar sind und daß eine Erfahrungswissenschaft von Geschichte und Gesellschaft ohne historisch bedingte Fragestellungen voranschreitet.

Eine Interpretation von Max Webers Werk auf der Grundlage dieser Sätze müßte die folgenden drei Thesen im Zusammenhang begründen:

1. Im Verlauf ihrer Geschichte akkumuliert die empirische Sozialwissenschaft mögliche Gesichtspunkte für den Fortgang der Forschung. Ohne sie wäre sie außerstande, eine Kausalanalyse zu betreiben, die das Gewicht verschiedener Ursachen in einer komplexen Wirkung gegeneinander abwägt und nicht nur nach interessanten, aber ephemeren Ursachen sucht. Jede mögliche Theorie hat ihren empirisch ausweisbaren Sinn darin, daß sie die Entdeckung solcher Zusammenhänge fördert.

2. Solche Ursachen können den Charakter von Bedeutungszusammenhängen haben und besitzen ihn in der Regel. Deshalb ist die empirische Sozialwissenschaft, kraft ihrer relativen Independenz, in der Lage, den Consens des Interesses, von dem sie ihren Ausgang nahm, zu überprüfen. Sie tut das mit Rücksicht auf Fragen wie die folgenden: Erfast dieser Consens den Problemzusammenhang, in den die reale Verflechtung dessen führt, was ihm wichtig geworden ist? Ist er imstande, die Bedeutungsimplicationen zu gewahren, die in ihn kraft seiner Herkunft eingegangen sind, sei es um sie zu akzeptieren, sei es um sie zu eliminieren? Neben solchen Fragen ist die nach den Mitteln und den möglichen Gegnern bei der Durchsetzung von Interessen nur eine unter anderen.

3. Das Postulat der Konsequenz des Handelns in einer Entscheidung, die vernünftig genannt zu werden verdient, meint mehr als Folgerichtigkeit und Übersicht über notwendige Mittel. Eine vernünftige Entscheidung muß ihrem Inhalt nach in Übereinstimmung mit der historischen Lage der Gesellschaft sein, deren Diagnose die empirische Sozialwissenschaft zu stellen imstande ist. Solche Übereinstimmung ist dann gegeben, wenn Lebensziel und Lebensdeutung von Menschen eine mögliche Antwort auf alles sind, was ihnen von ihrer wirklichen Lage bewußt werden konnte. Die Theodizee der Hochreligionen und die innerweltliche Askese der Sekten sind ehemals solche Antworten gewesen. Der Rationalisierungsprozeß, dem sie selbst zugehören und den sie

zugleich weiter vorangetrieben haben, hat nach Webers Meinung in der Moderne ein Stadium erreicht, in dem die alten Deutungsmöglichkeiten versagen. Die Wissenschaft selbst kann solche Möglichkeiten nicht schaffen. Und so erlebt die Menschheit den Kampf von Göttern, die allesamt ihre Macht über die Welt verloren haben und die nur noch legitimen Anspruch auf die Refugien der Innerlichkeit erheben. Im politischen Handeln kann deshalb gegenwärtig ein Consens, der sich an Wissenschaft orientiert, nur formal und provisorisch sein, wenngleich auf absehbare Dauer: Er hat zum Ziel, die Gefahr einer chinesischen Erstarrung in der Bedürfnislosigkeit der Ausdeutung zu verhindern und den Fanatismus zu entlarven, der mit Surrogaten in die Not der Deutungslosigkeit einbricht. Ein solches Surrogat ist daran zu erkennen, daß es die Lage verstellt, daß es verkennt, was es verletzt, und daß es die Mittel nicht hat, sein illusionäres Programm zu verwirklichen. Mit diesen Kriterien hat Weber die Oktoberrevolution kritisiert. Ohne Zweifel hätte er sie auch auf den Totalitarismus der folgenden Epoche angewendet.

Sollte eine solche Interpretation Max Webers gelingen, so würde sie den ‚Sinn der Wertfreiheit der soziologischen Wissenschaften‘ in einer Weise fassen, die es erlaubt, sie von einem Dezisionismus zu unterscheiden, der die konsequente Tat rein als solche rühmt und die Erfahrungswissenschaft in ihre Dienste zwingt. Erfahrung und Weltgestaltung der Menschheit sind in ihr komplementäre Prozesse, deren jeder den anderen zur Voraussetzung hat. Erfahrungswissenschaft ist nicht Technik der Machtausübung, sondern Diagnose einer Situation. Sie hat ihren Ursprung in einem Problembewußtsein, das sich aus dieser Situation erklären läßt. Und ihr Ziel ist es, die Voraussetzung für eine Ausdeutung und Umgestaltung zu sein, die sich in Übereinstimmung mit demjenigen hält, was wirklich ist. Sie selbst kann beides nicht leisten. Aber kraft ihrer Bestimmung besitzt sie doch Kriterien, die es erlauben, das Willkürliche vom Angemessenen hinreichend zu unterscheiden. Nur mit Hilfe einer solchen Theorie vom Sinn der Objektivität und der Wertfreiheit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis scheint es möglich zu sein, das Werk Max Webers in seinem ganzen Umfang und seinen vielfältigen Verflechtungen als einheitlichen Zusammenhang zu interpretieren.

Zum Schluß bleibt allerdings noch anzumerken, daß auch diese Theorie noch immer in viele Schwierigkeiten führt. Sie ergeben sich aus dem kantianisierenden Formalismus, auf dem auch sie beruht. Über ihre Natur und Lösung kann man am meisten bei Emil Lask erfahren. Er ist

in Webers Nähe einen Weg gegangen, der für die sachliche Würdigung auch von Webers Theorie keine geringe Bedeutung hat.

Es könnte sein, daß diese Schwierigkeiten nicht zu beheben sind, und vor allem könnte es sein, daß Webers Theorie dem Gang der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis nicht mehr gerecht wird, ein halbes Jahrhundert, nachdem er sie begründen half. Für diesen Fall leiten wir aus der Konsistenz, die in ihr zwischen philosophischem Bewußtsein und sozialwissenschaftlicher Analyse der Gegenwart dennoch besteht, die Vermutung ab, daß keine Theorie möglich sein wird, die nicht ihre Grundgedanken in sich integriert, und daß keine Theorie, die vor ihr entstand, in der Lage sein wird, sie zu überholen, – am wenigsten ein Rückgriff auf Aristoteles' Lehre von des Menschen natürlichem Glück, aber auch nicht auf Hegels Gedanken, nach dem das Ziel der Menschheit nur der Begriff ihrer bisherigen Entwicklung ist.

In diesem Sinne ist Max Webers Theorie ein Teil des Anfangs, dem sie Herr Parsons zugerechnet hat.

PROFESSOR DR. PIETRO ROSSI

1. In seinem umfassenden Referat hat Talcott Parsons versucht, den Standort des Problems der Objektivität der Sozialwissenschaften im Werk Max Webers zu bestimmen. Er behandelte die Beziehungen der Weberschen Fragestellung zu den wichtigsten methodischen Richtungen, mit denen Weber verbunden war oder zu denen er Stellung genommen hat: dem Historismus, der Entwicklung der Sozialwissenschaft im Rahmen des Positivismus, dem historischen Materialismus. In diesem Beitrag möchte ich – im Unterschied zu Talcott Parsons – das Problem unter einem engeren Blickwinkel betrachten. Mit anderen Worten: ich will erstens feststellen, wie sich der Begriff der Wertfreiheit zum Versuch Webers einer objektiven Grundlegung der Sozialwissenschaften verhält; zweitens möchte ich prüfen, ob dieser Begriff noch heute (und gegebenenfalls in welchem Umfang) anwendbar ist. Meine Erörterungen bleiben daher auf rein methodologischem Gebiet, ohne ausdrückliche Bezugnahme auf Webers historische und soziologische Arbeit.

Der Begriff der Wertfreiheit hängt, wie bekannt, zusammen mit der Tatsache, daß man die Wissenschaft im allgemeinen, und die Sozial-

wissenschaften im besonderen, auf eine reine Erklärungsaufgabe beschränkt und ihr nicht gestattet, menschliche Verhaltensweisen zu bestimmen oder politische, wirtschaftliche, ethische, religiöse Normen aufzustellen. Man kann sogar sagen, daß der Ausschluß der Werturteile im Rahmen der Geschichtsforschung und der Sozialwissenschaften die „äußere“ Bedingung ihrer Objektivität darstellt, während die „innere“ Bedingung in der Möglichkeit einer Erklärung, oder – genauer gesagt – einer kausalen Erklärung besteht. Diese beiden Bedingungen drücken die allgemeinen Regeln wissenschaftlicher Methode aus und müssen daher auch bei den Sozialwissenschaften Anwendung finden. Die erste Bedingung der Objektivität der Sozialwissenschaften besteht nach Weber im Ausschluß jeglicher Werturteile: wie bei den Naturwissenschaften so können auch bei den Sozialwissenschaften aus der Feststellung von Sachverhalten niemals Verhaltensnormen oder Wertungen, die sich auf diese Normen beziehen, abgeleitet werden. Die Wesensverschiedenheit zwischen Wissenschaft und normativer Funktion der Werturteile wird mit der These gerechtfertigt (wobei Weber die von Windelband gemachte Unterscheidung übernimmt), daß Werturteile nicht aus Tatsachenurteilen abgeleitet werden können. Die zweite Bedingung der Objektivität der Sozialwissenschaften besteht in der kausalen Erklärung: auch diese Disziplinen müssen die Beziehungen zwischen den Tatsachen empirisch feststellen und die Bedingungen, unter denen die Prozesse ablaufen, bestimmen. Die Unterscheidung zwischen gesetzlicher und individueller Verursachung (die Weber von Rickert übernimmt) gestattet, auch auf die Sozialwissenschaften die Aufgabe kausaler Erklärung zu übertragen, während Dilthey und seine Nachfolger sie auf die Naturwissenschaften beschränkt hatten, um den Geisteswissenschaften ein inneres Verständnis der geschichtlichen Strukturzusammenhänge zu erlauben. Daher begrenzt die erste Bedingung die Aufgabe der Wissenschaft im Verhältnis zu den Aufgaben, die ihrem Wesen fremd sind; die zweite Bedingung bestimmt die spezifische Aufgabe der Wissenschaft und bestätigt den allgemeinen Wert des Kausalitätsbegriffs als eine für alle Wissenschaften anwendbare Kategorie. Deshalb kann die Wertfreiheit nur richtig verstanden werden im Verhältnis zu der Erklärungsaufgabe der Sozialwissenschaften und durch die Unterscheidung zwischen dieser Aufgabe und der der Wissenschaft fremden Aufgabe der Normsetzung.

Es ist ebenfalls bekannt – und ich will das nur *en passant* in Erinnerung rufen – daß der Ausschluß der Werturteile bei den Sozialwissenschaften für Weber nicht bedeutet, daß diese Wissenschaften keine Be-

ziehung zu den Werten hätten. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: die Sozialwissenschaften können die Werte nicht nur zu ihrem Forschungsobjekt machen, sondern eine ihrer Hauptaufgaben ist es, die Bedingungen für ihre Verwirklichung zu bestimmen. Sie können nicht über die normative Geltung von Werten entscheiden; das heißt: sie können nicht bestimmen, ob ein gewisser Wert als Verhaltensregel und Wertungsgrund gelten soll oder nicht. Aber sie können, sie müssen sogar, die geeigneten Mittel für die Wertverwirklichung und die Folgen, die sich aus dieser Verwirklichung und dem Gebrauch der unvermeidlichen Mittel ergeben, bestimmen. So wird die Betrachtung einerseits der Beziehung zwischen Mittel und Zweck, andererseits der Beziehung zwischen Verwirklichung und Folgen (gewollt oder nicht gewollt, vorhergesehen oder unvorhergesehen), die Grundlage für eine technische Kritik an den Werten, die sich mit der Möglichkeit ihrer Realisierung beschäftigt und einen Vergleich zwischen verschiedenen oder gegensätzlichen Werten gestattet.

Diese Fragestellung wurde schon im Aufsatz über „Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ (1904) ausdrücklich behandelt und ist dann in dem Aufsatz „Der Sinn der Wertfreiheit der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften“ (1917) wiederaufgenommen und weiter entwickelt worden, wobei Weber ein logisches Schema für eine wissenschaftliche Erörterung über die Werte ausarbeitete. Die logischen Schritte für eine technische Kritik der Werte, und damit für ihren Vergleich, sind wie folgt: Zurückführung der spezifischen Werturteile auf ihre Grundaxiome; Deduktion der Konsequenzen, die sich aus diesen Axiomen ergeben; Bestimmung der Mittel, die notwendig sind, um eine Wertposition zu verwirklichen, und der faktischen Folgen, die damit verbunden sind, sowie die Bestimmung des Wahrscheinlichkeitsgrades (oder der Unmöglichkeit) dieser Realisierung; und schließlich Feststellung anderer Werte, die mit dem Gebrauch gewisser Mittel oder mit den Nebenfolgen verbunden sind. Die Tatsache, daß in dieser Kritik keine Werturteile verwendet werden, beweist, daß sie rein wissenschaftlich ist. Mit anderen Worten, sie ist keine Stellungnahme für oder gegen bestimmte Werte, sie ist kein Vorschlag gewisser Werte, der die Verneinung oder die Zurückweisung anderer Werte zur Folge hat. Es handelt sich vielmehr ausschließlich um die Bedingungen der Verwirklichung der verschiedenen Werte.

Aber das Verhältnis zu den Werten ist noch enger, denn es macht gerade das Wesen der Sozialwissenschaften aus, die sich dadurch von den Naturwissenschaften unterscheiden. Um dieses Verhältnis zu defi-

nieren, hat sich Weber auf die Rickertsche Unterscheidung zwischen Werturteil und Wertbeziehung berufen, und er hat den letztgenannten Begriff als Auswahlprinzip bezeichnet, das die Abgrenzung des Forschungsgebietes bei den Sozialwissenschaften von Fall zu Fall ermöglicht. So definiert, ist die Wertbeziehung identisch mit dem „Gesichtspunkt“, unter dem die Untersuchung vorgenommen wird, das heißt: mit der Richtung des Erkenntnisinteresses. Sie kennzeichnet die Sozialwissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, deren Erkenntnisstreben auf die Bestimmung allgemeiner Gesetze in systematischer Form gerichtet ist. Seit dem Aufsatz über „Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ (1904) hat Weber die methodische Funktion der Werte in den Sozialwissenschaften wie folgt definiert: Die Werte sind Auswahlkriterien, um die Richtung und das Gebiet der Forschung zu bestimmen. Aus ihrem Verhältnis zu den Werten ergibt sich die „Bedeutung“ der Prozesse, die Gegenstand dieser Wissenschaften sind. Am Anfang der Sozialwissenschaften stehen immer bestimmte Wertvoraussetzungen, die in hohem Maße veränderlich sind und die geschichtlich durch die Kulturlage bedingt sind, von der die Forschung ausgeht. Und diese Voraussetzungen sind „subjektiv“ in dem Sinn, daß sie außerwissenschaftlicher Ausgangspunkt und nicht Ergebnis der Forschung sind. Innerhalb des von diesen Voraussetzungen bestimmten Gebietes kann man zu empirisch feststellbaren Beziehungen gelangen, das heißt: zu kausalen Beziehungen von objektiver Gültigkeit. So muß die Kausalität die Objektivität der Untersuchung und ihres Ergebnisses garantieren, innerhalb der Grenzen, die von den Wertvoraussetzungen gezogen sind. Die geschichtliche Bedingtheit und daher die Relativität der Auswahlkriterien und die daraus folgende Einseitigkeit der Untersuchung – die mit der Annahme gewisser Wertvoraussetzungen notwendig verbunden sind – hindern die Sozialwissenschaften nicht, ihre Erklärungsaufgabe zu erfüllen. Die Tatsachenbeziehungen können objektiv auf der Grundlage der Erfahrung bestimmt werden, unabhängig von der Annahme dieser oder jener Wertvoraussetzungen: innerhalb eines gewissen Forschungsgebietes kann die kausale Erklärung zu allgemeingültigen Resultaten kommen.

Der Rückgriff auf die Kausalität ist daher, nach Webers Absicht, das Mittel, um die den Wertvoraussetzungen innewohnende Subjektivität zu „neutralisieren“. Wenn man aber das Erklärungsschema prüft, das Weber vor allem im zweiten Teil seines Aufsatzes „Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik“ (1906) formulierte, so kann man sehr leicht feststellen, daß die Wertbeziehung auch den

Erklärungsvorgang der Sozialwissenschaften bestimmt. Die Annahme gewisser Wertvoraussetzungen bestimmt nicht nur die Richtung und das Gebiet der Forschung, sondern bedingt auch die Richtung der Beziehungen, die zum Zweck der Erklärung untersucht werden. Das bedeutet, daß die Sozialwissenschaften nie eine vollständige und erschöpfende Erklärung eines Prozesses geben können, sondern nur eine Erklärung unter bestimmten Gesichtspunkten, und das heißt: nur eine partielle Erklärung. Mit anderen Worten, sie können nicht bestimmende Faktoren feststellen, sondern nur eine besondere Reihe von Bedingungen, die wiederum mit anderen Bedingungsreihen zusammenhängen, welche ihrerseits wieder Forschungsobjekt werden können. So löst sich die kausale Erklärung von dem deterministischen Modell des Positivismus des 19. Jahrhunderts und wird zur konditionalen Erklärung. Die Sozialwissenschaften können die Bedingungen der Möglichkeit der Prozesse erkennen, mit denen sie sich beschäftigen, und so können sie Bedingtheitsverhältnisse zwischen Tatsachen bestimmen. Aber sie können nicht behaupten, notwendige Beziehungen festzustellen. Nicht die Notwendigkeit, sondern die objektive Möglichkeit – die von der adäquaten bis zur zufälligen Verursachung reicht – ist die modale Kategorie, die dem Erklärungsschema zugrunde liegt.

Es ist daher klar, daß die Richtung des Erklärungsvorganges von den Wertvoraussetzungen abhängt, die für die Untersuchung maßgebend sind. Diese Voraussetzungen werden zu Erklärungshypothesen und führen so die Untersuchung auf die Feststellung bestimmter Bedingtheitsverhältnisse.

2. Man kann daher aus den obigen Erörterungen schließen, daß die „Neutralisierung“ der Wertvoraussetzungen durch den Rückgriff auf die Kausalität eine nicht verwirklichte Forderung bleibt: die Wertbedingtheit macht sogar aus der kausalen eine konditionale Erklärung. Damit wird aber auch der Begriff der Wertbeziehung, wie ihn Weber ausgedrückt hat, in Frage gestellt. Die Wertbeziehung kann nicht nur die Vorstufe wissenschaftlichen Verfahrens sein und sich in der Abgrenzung des Forschungsgebietes erschöpfen. Im Gegenteil, der Bezug auf die Wertvoraussetzungen findet sich in allen nachfolgenden Stufen der Untersuchung. Die Wertvoraussetzungen bestimmen sowohl die allgemeine Richtung wie die methodischen Entscheidungen, die sich daraus ergeben; und in der Gestalt von Erklärungshypothesen beeinflussen sie auch den Erklärungsvorgang. Wenn das wahr ist, bedingt die Annahme gewisser Wertvoraussetzungen, direkt oder indirekt, auch die

Ergebnisse, zu denen die Forschung gelangt – gerade das aber wollte Weber verneinen.

Deshalb ist es notwendig, den Weberschen Wertfreiheitsbegriff neu zu formulieren. Der Ausschluß der Werturteile in den Sozialwissenschaften reicht, wie wir sahen, nicht aus, sie von Wertvoraussetzungen frei zu halten, die im Verlauf der Untersuchung selbst wirksam sind. Wenn man den wissenschaftlichen Charakter der Sozialwissenschaften gewährleisten will, muß man daher Objektivitätsbedingungen festsetzen, die sich auf den effektiven Gebrauch der Wertvoraussetzungen beziehen, ohne eine „Neutralisierung“ anzunehmen, die nicht möglich ist. Diese Voraussetzungen sind in jeder Untersuchung unvermeidlich; aber ihr Gebrauch kann genauen Regeln unterworfen werden. Es ist möglich, ganz allgemein drei Regeln für den Gebrauch der Wertvoraussetzungen zu geben, die für alle Sozialwissenschaften gelten. Ich möchte sie wie folgt formulieren: 1. die Wertvoraussetzungen müssen ausdrücklich genannt werden, so daß man ihren Wertungscharakter erkennt; 2. die Wertvoraussetzungen müssen als Arbeitshypothesen angewandt werden und im Verlauf der Untersuchung unter Beweis gestellt werden; 3. die Wertvoraussetzungen müssen zu Erklärungsmodellen werden, die auf Grund der Erfahrung zu bewahren oder abzulehnen sind. Diese drei Regeln haben sicherlich einen verschiedenen Wert und eine verschiedene Funktion; aber sie sind alle unentbehrlich. Das würde natürlich sehr viel weitergehende Erörterungen erfordern, die ich hier nicht anstellen kann. Die erste Regel ist rein formalen Charakters und in sich unzulänglich, da die Anerkennung einer Wertvoraussetzung diese nicht ohne weiteres gültig macht. Aber sie verhindert, daß Wertvoraussetzungen mit Tatsachen verwechselt werden und daß man sich der Täuschung hingibt, voraussetzungs- und richtungslos zu forschen. Die zweite Regel betrifft die methodische Funktion der Wertvoraussetzungen und stellt ihren hypothetischen Charakter fest. Sie fordert, daß die Wertvoraussetzungen nicht schon als Postulate betrachtet werden, die der Kontrolle durch die Untersuchung entzogen sind, sondern als Voraussetzungen, die die Forschung auch als ungültig erweisen kann. Die dritte Regel bestimmt das Verhältnis zwischen den Wertvoraussetzungen und dem Erklärungsvorgang und erkennt gleichzeitig an, daß der Bezug auf die Erfahrung von entscheidender Wichtigkeit für die Bewahrung oder die Ablehnung einer Erklärungshypothese ist. In ihrem Zusammenhang geben diese drei Regeln dem Wertfreiheitsbegriff Webers eine neue Gestaltung und legen damit die Bedingungen für den Gebrauch der Wertvoraussetzungen fest.

So erhält der Ausschluß der Werturteile aus dem Bereich der Sozialwissenschaften, den Weber gefordert hat, eine andere Bedeutung. Man kann mit gutem Recht als festes Ergebnis ansehen, daß die Sozialwissenschaften weder die Aufgabe haben, Verhaltensnormen vorzuschlagen, noch Wertungen auszusprechen, die sich auf diese Normen beziehen; und daß der Sozialwissenschaftler – wie jeder andere Wissenschaftler – seine persönliche Meinung nicht als Forschungsergebnis präsentieren darf. Alle Wissenschaften, auch die Sozialwissenschaften, haben eine Erklärungsaufgabe und somit auch eine prädiktive Aufgabe: ihre operationelle Funktion gründet sich auf diese Fähigkeit der Voraussage und nicht schon auf eine normative Forderung. Der Sozialwissenschaftler ist seinerseits an Regeln gebunden, die ebenso streng sind, wie die Regeln, die für den Physiker, Chemiker, Biologen gelten. Auch wenn er als Experte handelt und in einer bestimmten politischen oder ökonomischen Richtung arbeitet, so ist doch das Moment der Wahl dieser Richtung logisch zu unterscheiden von dem Moment der programmatischen Ausarbeitung der Mittel, die für ihre Realisierung notwendig sind. Aber das bedeutet keineswegs, daß die Sozialwissenschaften keine Wertungen ausdrücken können; im Gegenteil sie müssen es sogar, denn diese Wertungen sind in der Annahme der Wertvoraussetzungen enthalten. Jede operationelle Wahl verlangt eine Wertung der Lage und der verschiedenen Entwicklungs- und Veränderungsmöglichkeiten, die damit verbunden sind. Auch diese Wertung gehört zur Kompetenz der Wissenschaft: das bedeutet aber nicht, daß die Wissenschaft feststellen muß, welche Möglichkeiten gewissen politischen, wirtschaftlichen, ethischen, religiösen Idealen entsprechen, sondern daß sie die Bedingungen für ihre Realisierung durch Vergleich bestimmen muß. Aber dann geht es nicht mehr um das Problem, ob die Sozialwissenschaften im allgemeinen Wertungen aussprechen können oder nicht: das Problem ist vielmehr, von Fall zu Fall festzustellen, welche Wertungen für eine besondere Disziplin legitim sind. Der Ausschluß der Werturteile ist deshalb nur das Verbot einer bestimmten Art von Wertungen, die wissenschaftlich nicht legitim sind; er ist kein Verbot jeglicher Wertung im allgemeinen.

Die Gestaltung des Begriffs der Wertfreiheit bei Weber erscheint heute kaum noch haltbar. Das Verbot der Werturteile in den Sozialwissenschaften verliert seine Bedeutung angesichts der Anerkennung, daß auch die wissenschaftliche Forschung zu Wertungen gelangen muß. Andererseits ist auch die Kausalität keine innere Garantie für die Objektivität der Sozialwissenschaften, aus dem einfachen Grund, weil die

von ihnen gegebene Erklärung keine kausale Erklärung ist. Die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Werturteilen muß auf einer neuen Grundlage formuliert werden, das heißt: als eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Arten von Wertungen. Ebenfalls muß man den Erklärungsvorgang der Sozialwissenschaften in seiner Abhängigkeit von bestimmten Wertvoraussetzungen, die als Arbeitshypothese verwandt werden, definieren. Und dennoch bleibt das von Weber dargelegte Verhältnis zwischen Wertfreiheit und Objektivität, trotz der genannten Unzulänglichkeiten, ein methodisches Grundprinzip für die Sozialwissenschaften. Die Webersche Formulierung muß modifiziert und korrigiert werden, gerade weil dieses Prinzip weder seine Funktion erschöpft, noch seinen Wert verloren hat. Der Begriff der Wertfreiheit muß der neuen Auffassung von Wissenschaft, die die gegenwärtige Methodologie erarbeitet hat, und den neuen Aufgaben der Sozialwissenschaften angepaßt werden. Diesem Zweck dienten meine Ausführungen und begrifflichen Vorschläge.

PROFESSOR DR. TALCOTT PARSONS

Schlußwort

Thank you, Mr. Chairman. I appreciate your permitting me to speak English, since when one is attempting to say rather complicated things it is very much easier to do so in one's own language. If I had been in Germany continuously for months I might have attempted it in German. Having arrived in Germany only yesterday, however, my German is somewhat 'rusty' – as we say.

Perhaps – in spite of the very high level and the very impressive competence of these discussions – I may be permitted to open with stating a disappointment. This disappointment is that only in one connection was the relationship between Weber's methodological work and his substantive sociology mentioned by any of the discussants. There were general references to the kind of thing that ought to be done or that Weber did. But no actual analysis of what he in fact did. The one exception is his political attitudes toward his own time from which two or three of the speakers have taken off. Now, I am very much aware of the great importance of this problem for Germans and the

ambivalences which necessarily are attached to this subject and that Dr. Mommsen's important book has focussed this discussion. I would only say that as an American rather than a German citizen, I would like not only to stay aloof from these discussions. But I should also like to say that I think they should be seen in a perspective of the broader set of problems that Weber was concerned with as philosopher of science and as substantive analyst of social phenomena in the broadest historical and comparative perspective. I hope these perspectives are not going to be lost sight of.

A second theme that seems to me exceedingly important began with Prof. Albert and was continued through pretty nearly the whole set of discussions and that was that Weber made a beginning rather than having presented a complete accomplishment. I very much concur in this view. There is a sense in which Weber's own tragic death at the early age of 56 is symbolic of the incompleteness of his work, but I think, given the intellectual situation of his time, it is exceedingly unlikely that Weber would have presented a work of symmetrically rounded perfection at all. In my opinion it is not his primary significance that he created finished products, but that he began things. And he began things by digging very deep indeed, so that, in the longer run, in the requisite fields (I leave out philosophy which our chairman mentioned and other fields), I think, it can be said that as a result of his work and those of others in his time many of the positions of the 19th century which tended to be taken for granted in that century are no longer tenable. He burnt the bridges of the social sciences to its past, he created a situation which forced us to attempt to progress. In my paper I presented a sketch of the three principle frames of reference which had dominated that situation in the Western world. I think that one of the most significant things about Weber was his clear opposition to all of them. He did not polemicize against one in favour of a second. And this is a very critically important point and it applies to both the methodology and the substantive contributions, I think.

Now, it is very late, and – you have sat very patiently through a long meeting – I think I would prefer not to attempt to answer particular points in detail, but just to mention two or three further ones. Now, I agree in particular with Prof. Albert (and the same theme was brought up by Prof. Henrich), that precisely in the area of theory in a technical sense – the way I would like to formulate is pretty close to Prof. Henrich's formulation – Weber created a situation, which could not

lead to further progress unless a level of theory was created which he himself thought was impossible or inappropriate. And here I mean theory in a technical scientific sense. It seems to me this is a crucially important point. I know this is not accepted by any means by all social scientists today. But I think substantial progress has been made since Weber's work. In his area many of its foundations were laid not only by Weber himself, but by others. I think very notably of Durkheim, I think of the American social psychologists, I think of certain of our neighbouring disciplines, Freud, whom my chairman mentioned, and the economists to take two groups who are not ordinarily associated with each other, but who I think have made very essential contributions. Indeed in spite of wars and disturbances, the past half century has not been an all together unproductive era in these various aspects. But I very much appreciate that two of the discussions have focussed on this central problem of theory.

Now, I should like to make a very brief comment on one or two of the other points which Prof. Habermas made, even though I cannot take the time to run through his questions one by one. First I would like to say that it seems to me that he presented a picture of Weber's work which is not so much specifically incorrect as that it selects certain trends that are clearly there but, I think, do not stand alone in Weber, and if one appreciates what Weber was polemicizing against perhaps he is less inclined to give as much emphasis to them as Prof. Habermas did. For example I think here of what he called the positivistic trend in Weber's thinking and as one aspect of that, the emphasis on *Zweckrationalität* as the understanding of strictly *zweckrationales Handeln* being that on which empirical social science in Weber's sense concentrated. Now, I would just like to relativize this to another intellectual world, namely the English speaking intellectual world. And there of course exactly the opposite is held to be the prejudice of Weber. It is alleged that Weber didn't really appreciate the kind of thing the technical economist would be concerned with. That is, according to this line of argument, that he was much too much influenced by German Idealism and Historicism and that sort of thing. This is exactly the opposite criticism of Prof. Habermas who seems to be afraid that Weber and my interpretation of Weber are in danger of too great a loss of the great traditions of German thinking in the *Kulturwissenschaften*. I think it is very important that a careful balance should be held here. I would say first that I don't think *Zweckrationalität* figures as prominently in Weber's own work as Prof. Habermas has suggested, at least

not in my reading. Secondly, however, precisely the kinds of theoretical developments which have been going on since Weber and which for example can be carried out in attempting to synthesize Weber with Durkheim, take the emphasis away from that. They do not accentuate it. I think for example of Durkheim's very strong emphasis on the problems of solidarity and social integration and their relation to normative structures and this type of thing. I think this is wholly consistent with Weber's main position but it brings out aspects which Weber himself did not.

Now, I think one final word here touches the *Wertbeziehung*-problem and I'm not quite clear – I did not have chance to read his statement in advance – whether I am in disagreement with Prof. Rossi on this point or not. Hearing him speak and following his text left me a little bit uncertain – this was the first time I have heard this position. But I clearly think that Prof. Habermas imputed to me an unduly narrow interpretation. One of his questions explicitly asked: do I confine the relevance of the concept *Wertbeziehung* to the posing of problems. I would say most definitely not, because I think the crucial thing is that objectivity in social science must balance and integrate the values and standpoint of the investigator and of the objects of his investigation. The fact that values are on the one hand accepted by the objects and on the other are accessible to understanding by the observer is the crucial thing. If you take values as the focus of the culture of a society – and I think the sociologist more than any other social scientist must do this – treating them as the institutionalized focus of the normative order of the society, we may assume that the values state the premisses on which the more detailed normative order rests in a complex set of interdependences. In another direction of course this normative order is interdependent with situational factors of various sorts. But it seems to me that the crucial thing is treating culture, including the value system of the culture, as a manageable object of objective study.

Now, let me make just one more point. Weber broke with Historismus above all in his insistence on the importance of comparative study and he linked this very closely with the problem of causality. Without comparative study the isolation of variables which is necessary for the imputation of causality is not possible. Whether it be done experimentally in the laboratory, whether it be done by *Gedankenexperiment* as in his famous discussion with Eduard Meyer, or whether it be done by explicit comparative study of actual historical cases, the basic logic is the same. And the thing that I would say there is simply that the

comparative method and the aspect of Wertbeziehung which is involved in the comparative method preclude the denial of the possibility that values can be analytically studied. That is they must be capable of being analyzed into components which within limits are independently variable. Without this I think one is caught in the solipsistic position of pure Historismus.

Thank you.